

(Nachdruck verboten.)

66]

## Das Geld.

Roman von Emile Zola.

Zehn Jahre lang hatte der Millionenregen angehalten, heitere Schlafräume mit hellen Malereien, großartige Ioubrähnliche Fassaden, blühende Gärten voll seltener Pflanzen, zehn Jahre voll prächtiger Arbeiten, in einem unglaublichen Durcheinander von Unternehmern und Bauarbeitern. Und nun war sie herzlich froh und durch das Bewußtsein hoch beglückt, ihre Hände seien nunmehr rein, kein Sou, kein Centime mehr übrig. Sie hatte sogar das erstaunliche Kunststück fertig gebracht, Schulden zu machen, und sie wurde wegen einiger auf etliche hunderttausend Frank sich belaufenden Rückstände verfolgt, ohne daß es ihrem Sachverwalter gelingen wollte, in der endgültigen Zerbröckelung des nach allen vier Winden des Almosens hinausgeworfenen Niesenvermögens die Summe aufzubringen. Deshalb kündete ein großes Schild über dem Thorweg die Versteigerung des Hotel Orviedo an; das war der letzte Besenstrich, der die letzten Spuren jenes im blutigen Rot der Börsenräubereien aufgeführten Sündengeldes tilgen sollte.

Über erwartete die alte Sophie Frau Karoline. Sie war immerwährend in wütender Stimmung und brummte den ganzen Tag; sie hatte es ja gesagt, die Fürstin würde schließlich kein Bett mehr behalten; hätte sie nicht eher sich wieder verheiratet und mit einem andren Manne Kinder bekommen sollen, da ihr das Herz ja ausschließlich daran hing? Für sich selbst brauchte sie zwar nicht zu klagen und zu sorgen, denn sie hatte längst eine Jahresrente von zweitausend Frank erhalten, die sie jetzt in ihrer Heimat bei Angoulême zu verzehren gedachte. Aber der Zorn übermannte sie bei dem Gedanken, daß die Fürstin sich nicht einmal die wenigen Sous vorbehalten hatte, die sie jeden Morgen für Brot und Milch, ihre einzige Nahrung, brauchte. Daraus entstünden endlose Zwistigkeiten zwischen den beiden Frauen. Die Fürstin pflegte voll gottseliger Hoffnung lächelnd zu antworten, sie brauche ja vom nächsten Monat ab nur noch ein Leichentuch, nach ihrem Eintritt in das Kloster, wo sie sich längst ihren Platz belegt hatte, — ein strengstens von der Welt abgeschlossenes Karmeliterkloster. Ruhe, ewige Ruhe!

Wie Frau Karoline seit vier Jahren die Fürstin gekannt hatte, genau so fand sie dieselbe heute wieder, mit ihrem ewig schwarzen Kleid, das Haar durch ein Spitzenhaubchen verdeckt, trotz ihrer neununddreißig Jahre noch hübsch mit ihren Perlenzähnen in dem rundlichen Gesicht, aber ihre Gesichtsfarbe war gelblich, ihr Fleisch wie nach zehnjähriger Klosterinschliefung abgestorben. Die enge Stube, ähnlich dem Geschäftszimmer eines Gerichtsvollziehers in einer Provinzstadt, hatte sich seitdem mit einem noch unentwirrbareren Haufen von Papieren gefüllt, Pläne, Rechnungen, Aktenbündel, das gesamte für diese Verschwendung von dreihundert Millionen verschriebene Papier.

„Frau Karoline,“ begann die Fürstin mit ihrer milden und langsamen Stimme, die von keiner Erregung mehr erbebt, „ich wollte Ihnen selbst eine Nachricht mitteilen, die mir heute zugegangen ist. . . . Es handelt sich um Victor, jenen Jungen, den Sie im „Heim der Arbeit“ untergebracht haben.“

Frau Karolinens Herz begann schmerzlich zu pochen. O, der Unglücksknabe, den sein Vater trotz seiner ausdrücklichen Versprechungen nicht einmal vor seiner Einkerkelung in der Conciergerie besucht hatte, während der Monate, in denen er sein Dasein gekannt hatte! Was sollte jetzt aus ihm werden? Und so sehr sie gegen jeden Gedanken an Saccard kämpfte, immer wieder schweiften sie in dem Gewissenskampf ihrer freiwilligen Mutterhaft zu ihm zurück.

„Es sind gestern entsetzliche Dinge passiert,“ fuhr die Fürstin fort, „ein Verbrechen, welches durch nichts gesühnt werden kann.“

Dann erzählte sie mit ihrer eifigen Ruhe einen grauenhaften Vorfall. Seit drei Tagen lag Victor in der Krankenabteilung, da er unerträglich Kopfschmerzen vorgeführt hatte. Der Arzt hatte zwar eine Verstellung aus Faulheit vermutet, aber der Knabe war tatsächlich von häufigen Neuralgien

heimgesucht. Nun war Alice von Beauwilliers am fraglichen Nachmittage ohne ihre Mutter in das Heim gekommen, um der dienstthuenden Schwester bei der vierteljährlichen Revision des Arzneischranzes behilflich zu sein. Dieser Schrank stand in dem Raum zwischen den beiden Krankensälen, dem für Knaben und dem für Mädchen. Im ersteren befand sich Victor allein in einem Bett; die Schwester war auf wenige Minuten fortgegangen und hatte bei ihrer Rückkunft zu ihrer Ueberaschung Alice nicht wieder angetroffen, so daß sie nach kurzem Warten die Vermißte zu suchen begann. Ihr Erstaunen wuchs, als sie wahrnahm, daß die Thür zum Krankensaal der Knaben inzwischen von innen verriegelt worden war. Was ging denn vor? Sie mußte hinten durch den Gang herumgehen und war beim Betreten des Zimmers vor dem sich darbietenden Anblick entsetzt und starr geblieben. Die junge Gräfin lag halb erwürgt auf dem Bette, ein Tuch über das Gesicht geworfen, um ihr Schreien zu ersticken. Am Boden lag ein leeres Geldtäschchen, Victor war verschwunden. Der Vorhang ließ sich leicht wieder zusammenstellen: Alice war wohl hereingerufen worden und hatte dem fünfzehnjährigen, schon männlich behaarten Jungen eine Schale Milch gebracht; dann war der Unhold plötzlich nach jenem schwächlichen Körper und jenem zu langen Hals leüstern geworden und aufgesprungen, hatte das Mädchen gewürgt und wie einen Lappen aufs Bett geworfen, vergewaltigt und bestohlen, dann in aller Hast seine Kleider übergeworfen und die Flucht ergriffen. Aber wie viele dunkle Punkte, wie viele verblüffende und unlösbare Fragen! Wie kam's, daß man nichts gehört hatte, kein Ringen und kein Stöhnen? Wie hatten so grauenhafte Dinge sich so rasch innerhalb kaum zehn Minuten zutragen können? Wie hatte namentlich Victor es fertig gebracht, sich zu flüchten und gewissermaßen spurlos zu verduften? Nach den sorgfältigsten Nachforschungen hatte man nämlich die Gewißheit erlangt, daß er nicht mehr im Hause war. Wahrscheinlich hatte er seinen Weg über den Badersaal genommen, der auf den Gang mündete und dessen Fenster über einer Reihe übereinander getürmter Dächer sich öffneten, die bis zum Boulevard führten; indessen bot ein solcher Weg derartige Gefahren, daß viele nicht glauben wollten, ein menschliches Wesen könnte ihn genommen haben. Alice war zu ihrer Mutter gebracht worden und hütete das Bett, halb bewußtlos, schluchzend und von hochgradigem Fieber geschüttelt.

„Ihnen will ich keinen Vorwurf machen, Frau Karoline,“ schloß die Fürstin, „denn es wäre ungerecht, Ihnen die geringste Verantwortlichkeit aufzubürden, aber Sie hatten da wirklich einen ganz entsetzlichen Schützling.“

Und als fände eine stille Gedankenverbindung in ihrem Geiste statt, fuhr sie fort:

„Man lebt nicht ungestraft in gewissen Umgebungen. . . . Ich selbst habe die größten Gewissensstörungen empfunden und mich als Mitschuldige gefühlt, als neulich diese Bank zusammenstürzte und so viel Verderben und Unheil aufhäufte. Nein, ich hätte nicht zugeben sollen, daß mein Haus die Wiege einer derartigen Schencklichkeit würde. . . . Nun, das Unglück ist geschehen, das Haus soll geläutert werden, und ich, — o! ich gehöre nicht mehr zu dieser Welt, Gott wird mir verzeihen!“

Das schmerzliche Lächeln der endlich erfüllten Hoffnung erschien wieder auf ihren Lippen; mit ihrer Handbewegung ersagte sie der Welt, sie wollte wie eine unsichtbare, gütige Göttin für immer verschwinden.

Frau Karoline hatte die Hand der Fürstin ergriffen. Sie drückte sie fest und küßte sie, durch Gewissensbisse und Mitleid derart verwirrt, daß sie nur zusammenhanglose Worte stotterte.

„Sie haben unrecht, mich freizusprechen, ich bin schuldig. . . . Das unglückliche Mädchen, ich will es sehen, ich eile sofort zu ihr. . . .“

Sie ging fort und ließ die Fürstin mit ihrer alten Magd allein, die nun für die große Reise zu packen begann, welche nach vierzigjährigem Zusammenleben beide Frauen trennen sollte.

Drei Tage zuvor, am Sonnabend, hatte die Gräfin von Beauwilliers sich endlich entschlossen, ihr Haus den Gläubigern zu überlassen. Seit sechs Monaten brachte sie die Zinsen der Hypotheken nicht mehr auf und war dadurch in eine unerträg-

liche Lage geraten; sie mußte allerlei Unkosten zahlen und lebte unter der steten Drohung eines gerichtlichen Zwangsverkaufs; ihr eigener Sachwalter hatte ihr den Rat gegeben, alles im Stich zu lassen und sich in eine bescheidene Wohnung zurückzuziehen, wo sie ohne Aufwand leben konnte, während er die Schulden zu liquidieren sich bemühte. Sie hätte nimmermehr nachgegeben und wäre vielleicht eigensinnig darauf beharrt, ihre Stellung, diese Lüge eines unversehrten Vermögens, bis zur Vernichtung ihres Hauses und bis zum Einsturz des Daches aufrecht zu erhalten, wenn nicht ein neues Unglück sie niedergeworfen hätte. Ihr Sohn Ferdinand, der letzte der Beauvilliers, jener überflüssige, von allen Aemtern ferngehaltene junge Mann, der unter die päpstlichen Quaven gegangen war, um seiner Nullität und seinem Mühsiggang aus dem Wege zu gehen, war ruhmlos in Rom verstorben, nachdem seine Blutarmut und seine von der allzu heißen Sonnenglut mitgenommene Gesundheit ihn gehindert hatten, in Mentana mitzukämpfen, da er schon damals fiebernd und brustkrank darniederlag. Bei dieser Schreckensstunde war im Innern der Gräfin wie eine plötzliche Leere entstanden: ihre ganze Gedankenwelt, ihre ganze Willenskraft war mit einem Male zusammengesürzt und damit auch das mühsam aufgebaute Gerüst, welches seit so langen Jahren die Ehre des Namens stolz aufrecht hielt. Vierundzwanzig Stunden genügte; das Haus zeigte Risse, und unter dem Schutt tauchte des Elends grauenvolles Antlitz auf. Man verkaufte das bejahrte Pferd, die Köchin blieb allein im Dienst, ging mit einer schmutzigen Schürze auf den Markt, holte für zwei Sous Butter und ein Liter weiße Bohnen; die Gräfin wurde mit kotbespritztem Rock und mit Stiefeln auf der Straße gesehen, welche das Wasser durchliefen. Ueber Nacht war die Dürftigkeit hereingebrochen, bei dieser Frau, die noch an die gute alte Zeit glaubte und gegen ihr Jahrhundert ankämpfte, hatte das Unglück sogar den Stolz hinweggeweht. Sie hatte sich mit ihrer Tochter nach der Rue de la Tours-des-Dames zu einer ehemaligen Kleidertrödlerin geflüchtet, die fromm geworden war und möblierte Zimmer an Geistliche vermietete. Dort bewohnten beide Frauen ein großes, ödes Zimmer mit einem verschlossenen Kofen im Hintergrund, eine Wohnung voll Würdigung und traurigen Elends. Im Kofen standen zwei schmale Bettchen, und wenn die beiden Kofenflügel, welche dieselben Tapeten hatten wie die Zimmerwände, geschlossen waren, verwandelte sich das Zimmer in einen Salon. Diese günstige Einrichtung hatte sie einigermaßen getröstet.

An jenem Sonnabend hatte die Gräfin Beauvilliers sich kaum seit zwei Stunden in dieser Wohnung niedergelassen, als ein unerwarteter und ungewöhnlicher Besuch sie in neue Angst versetzte.

Zum Glück war Alice gerade ausgegangen. Mit seinem breiten und schmutzigen Gesicht, seinem schmierigen Rock, seiner zu einem Strick gedrehten weißen Halsbinde, stand Busch vor der Gräfin. Sein Spürsinn hatte ihm wohl den günstigen Zeitpunkt verraten und in ihm den Entschluß gereift, endlich die alte Geschichte mit dem Schuldschein von zehntausend Franc an die Leonie Cron zum Abschluß zu bringen. Mit einem Blick auf die Wohnung hatte er die Lage der Witwe erkannt, sollte er etwa so lange gewartet haben? Als Mann, der gelegentlich höflich und geduldig sein kann, hatte er der entsetzten Gräfin den Fall ausführlich auseinandergesetzt. Das war wohl die Schrift des Grafen? Dadurch wurde die Angelegenheit völlig klar: eine Leidenschaft des Grafen für das betreffende Mädchen, das schlaue Mittel, sie zuerst zu fördern und dann wieder los zu werden. Er hatte nicht einmal verschwiegen, daß er sie nach bald fünfzehn Jahren nicht für gesetzlich verpflichtet hielt, den Schein einzulösen. Allein er sei bloß der Vertreter seiner Klientin und wisse, daß diese die Gerichte anzurufen und einen ganz grauenhaften Skandal zu erregen entschlossen wäre, wenn man sich nicht mit ihr absand. Schreckensbleich und ins innerste Herz getroffen durch diese wiedererlebende schreckliche Vergangenheit, sprach die Gräfin ihre Verwunderung aus, daß man so lange gezögert hätte; da hatte Busch eine lange Geschichte erfunden, der Schein sei verloren und auf dem Boden eines Koffers wiedergefunden worden. Als die Gräfin sich endgültig weigerte, auf das Ansuchen einzugehen, war er zwar immer noch höflich, aber mit dem Versprechen weggegangen, er werde mit seiner Klientin wiederkommen, nicht am folgenden Tage, — da diese das Haus, in dem sie arbeitete, Sonntags nicht gut verlassen konnte, aber sicherlich nächsten Montag oder Dienstag.

(Fortsetzung folgt.)

## Aus der neuesten Belletristik.

Unheimlicher noch als die Versproduktion ist, kann man behaupten, die deutsche Belletristik ins Kraut geschossen. Ein bedächtiges Ausstreifen des zu Gestaltenden scheint mehr und mehr neben-sächlich zu werden. Dagegen heißt es: Schnellproduktion um jeden Preis. Sind wir doch schon dahin gelangt, von unsern Modedramatikern jährlich mindestens ein abendfüllendes Luststück zu erwarten. Und die Dichter fügen sich dem Drange der raschlebigen Zeit, aus Besorgnis, ansonst in Vergessenheit zu geraten. Diese Besorgnis um die Popularität des Namens ist es jetzt nicht allein. Sondern die Existenzfrage bildet wohl das treibende Motiv für alle beschleunigte künstlerische Tätigkeit. Nur der Dichter genießt die beneidenswürdige Ausnahmestellung, sich mit ideellen Werten zu begnügen. Der „erfolgreiche“ Bühnenautor dagegen kann es zum „angesehenen“ Kapitalisten bringen. Weniger allerdings ein Roman-Schriftsteller, zumal wenn er lediglich nach künstlerischen Werten strebt, oder wenn er Probleme behandelt, die selbst von der Herrschaft des Alltäglichen liegen und nicht der Anschauung des großen Hausens schmeicheln. Denn auch die Verleger sind es nachgerade gewohnt geworden, in den meisten Fällen die Drucklegung eines Romans von seiner lukrativen Verwertung für Familienblätter oder Tageszeitungen abhängig zu machen. Und so kommt es wohl, daß wir in der Sündflut deutscher Romane nur selten einer vollwertigen Perle begegnen. Die Anknüpfung an „sensationale“ Zeitereignisse oder Vorkommnisse in der „Gesellschaft“ bieten dann außerdem einer Anzahl berufener oder unberufener Belletristen den willkommenen Anlaß für mehr oder minder mündgerecht gemachte „Unterhaltungsromane“. So hat denn auch die „Ehe-Zerrung“ der Prinzessin Luise von Toskana rasch genug einige Dramen- und Romanschreiber zweifelhafter Gattung zu marktstreicherißen „Schöpfungen“ angeregt. Als eine von diesen erscheint mir der Roman „Nur durch den Tod“ von Leo Norberg<sup>1)</sup>. Ob sich hinter dem durchsichtigen Pseudonym ein Schriftsteller masculini oder feminini generis verbirgt — eher scheint mir das Letztere zu sein — ist im Grunde ohne Belang. Der Roman soll „die Tragödie einer katholischen Ehe“ sein. Die Handlung dreht sich um das Problem der „Unlöslichkeit“ einer solchen Ehe — in Osterreich. Ein angehender Diplomat hat eine kokette pikante Wienerin sozusagen von der Straße weg geheiratet. Das Glück ist nicht von langer Dauer. Es kommt zur Scheidung. Die Thut der geschiedenen Frau zwar keinen materiellen Schaden. Aber daß ihr bisheriger Mann die Tochter eines Bildhauers heiratet, das reizt sie zur Rache. Diese zweite Ehe konnte der Geschiedene nur bewerkstelligen, indem er nebst Braut zur ungarischen Konfession übertrat und ungarischer Staatsbürger wurde. Für die übrige Welt, besonders aber für die erste Frau ist diese Heirat zweifelhaft. Die Geschiedene betrachtet sich nach wie vor als legitime Gattin, die nur allein das Recht habe, diesen Namen zu führen. Es kommt zu einem Eklat, und nur der Umstand, daß die rachsüchtige Frau von einem ihrer südländischen Verehrer erschossen wird, öffnet den Lebenden den Weg zum Ajar. Die ganze Fabel steht auf thönernen Füßen. Um die „Unlöslichkeit“ der Ehe darzutun, erfand sich der Autor einen Typus von Megäre nach dem Muster eines regelrechten Hintertreppen-Romans, und nun konnte die Geschichte losgehen. Wenn man sich durch die 38 Kapitel hindurchgearbeitet hat, ist einem wie im Kopfe. Es geht wie beim Musikphonographen. Ist die eine Rolle abgeleiert, kommt eine andre heran. Von Psychologie oder Menschenzeichnung keine Spur, Schablone ist alles.

Dem Norberg'schen Buche wird sonach selbst nicht die „Affaire“ der sächsischen „Ehe-Zerrung“ den „Reiz besonderer Aktualität“, worauf es doch abgesehen war, verschaffen. — Etwas gruseliger Natur ist auch der Berliner Roman „Die Sphinx in Trauer“ von Max Kreger<sup>2)</sup>. Ein Arzt, der sich viel mit der wissenschaftlichen Ergreifung der Hypnose befaßt hat, ist in eine Art von Scheintod verfallen. In diesem Zustande mit wachen Sinnen aber unfähigen Niedern liegend, hört er nun, wie sich seine Frau mit ihrem Liebhaber über ihn und ihre Zukunft berät. Wie hatte er gewußt oder auch nur geahnt, daß die Frau ein „Verhältnis“ mit einem andern unterhielt. Als er dann durch die Kunst eines Kollegen wieder ins Leben zurückgerufen worden ist, geht er daran, jenes Geheimnis zu erforschen. Von „Handlung“ kann bei einem solchen psychologischen Verfahren nur wenig die Rede sein. Hat dies Mühen des Mannes in ähnlichen Wiederholungen etwas Ermüdendes an sich und ist auch die Behandlung des Scheintodes nicht gerade neu, so wird man Kreger doch nicht absprechen können, daß er mit großer Sachkenntnis und mit viel tiefgründigem, beinahe kriminalistischem Scharfsinn seinem Problem zu Leibe gegangen ist. Man vermag nur nicht einzusehen, warum die Frau, nachdem sie so ertappt wurde, aus ihrem nun nicht mehr abzuleugnenden ehelichen Verhältnis zu dem Unbekannten ein so großes Geheimnis macht und lieber Selbstmord verübt, als es zu offenbaren. Man erfährt also nichts, und hierin darf wohl eine Schwäche des Romans gefunden werden. Jedenfalls kam es Kreger nur darauf an, die „Sphinx“ im Weibe aufzuzeigen. „Das Weib ist“ — so meditiert er — „die Flut und die Ebbe unsres Lebens, der Traum unsres Daseins, die Sehnsucht, die Lust und der Schmerz. Alles Gute stammt vom Weibe, alles Schlechte kommt von ihm, denn seinem Schoße entspringen wir alle... Das ewige Rätsel blüht aus dem Weibe, aus dem guten und aus dem schlechten. Die

<sup>1)</sup> Leipzig. Verlag von Gröbel u. Sommerlatte.

<sup>2)</sup> Berlin. F. Fontane u. Co.

Schwäche ihres Geschlechts ist die Siegelbewahrerin ihres Geheimnisses, die innere Wehrkraft gegen die Stärke des Mannes, mit der sie sich schützt und tausend Siege erringt gegen seinen... Ein Weib kann hundert Geheimnisse eines andern an einem Tage erzählen, sie wird ihr eignes aber nicht in hundert Jahren enthüllen. Und deshalb ist sie für uns das große Rätsel, zu dessen Lösung wir immer wieder zurückkehren, so oft wir auch schon daran geheitert sind... Zugabe, daß Kreger recht hat. Wie aber kam das Weib zu diesem Wesen, da man schwerlich wird behaupten können, daß es, wenn auch schon ein Stück „Natur“, sich zur gefährdeten „Sphinx“ entwickeln konnte? War nicht die slavische Abhängigkeit, in die sie der Mann seit alters her gebracht hat, schuld daran? Jedenfalls darf man hoffen, daß der Sphinx-Charakter dem Weibe abhandeln gehen wird, je mehr dieses zu rechtlicher und sozialer Gleichstellung mit dem Manne gelangen wird. — Auch die Frau in Karl Larzens, des dänischen Schriftstellers, neuestem Roman „Was siehst du a ber den Splitter —“<sup>2)</sup> meint an einer Stelle, daß es Dinge gäbe, über die eine Frau ihrem Manne gegenüber schweige. Es sei das in der Schwangerschaft, obwohl sie es sich vorher niemals denken konnte, „denn ein kleines Kind, das war doch etwas so unglaublich Willkürlich“. Da haben wir eine andre Seite des weiblichen Wesens: die Mutterchaft. Sie verändert das Weib von Grund aus, ohne daß dieses deshalb in allen Fällen sein Verhältnis als liebende und geliebte Gattin zu verändern braucht. Aber das Verstecken und Behüten eines so süßen Geheimnisses ist doch etwas ganz andres. Das Bewußtsein der Mutterchaft adelt das Weib. Dem Kinde zu Liebe ist es wohl fähig, die Liebe zum Mann zu opfern, wofür dieser danach geartet ist. Dann kann Mutterliebe vielleicht einseitig, ja sogar krankhaft fanatisch werden. Diese Frau in Larzens Roman hat als Kind den Vater abgöttisch geliebt, dagegen zur Mutter niemals ein richtiges Verhältnis gefunden. Dann heiratete sie. Daß sie den Mann „so ohne Verstand“ zu lieben lernen muß, das wird ihr erst klar, nachdem sie Mutter geworden. „Die Männer“, sagt sie, „lieben diese Frauen, die sich ihnen auch wohl behörend hingeben müssen. Es wurde mir von Tag zu Tag immer klarer, daß ich zu der andern Art gehört hatte, zu denen, die Männern gegenüber scheu sind und die meinen, daß sie, wenn sie ihnen nachgeben, sich selber ein wenig Abbruch thun. Wir können Männer lieben, aber nicht mit diesem sinnlichen Zauber, der alles nur in zweierlei auflöst: Hingebung und Eifersucht unter den verschiedensten Formen. Wir können den Männern vielleicht mehr opfern, aber wir können uns nicht ganz vergessen wie die andern, die Keuschheit und Ehrgefühl mit drauf gehen lassen und das Gefühl, daß sie doch auch Menschen für sich sind... Die Männer wollen nicht von selbständigen Wesen geliebt werden, sie wollen bewundert werden und Opfer von denen annehmen, die von ihnen geblendet sind“. Bei solcher Wesensart ist's kein Wunder, wenn diese Frau nun sogar des Mannes Feindin werden könnte, weil er, wie sie, dem Knaben zugethan ist. Sie liebte so sehr nach Liebe. Nun, wo sie ihr Kind hat, will sie ihm alle Liebe zuwenden, ohne daran gehindert zu sein. Der Roman zerfällt in zwei Teile. Der erste ist „Die Beichte einer Frau“. Sie schildert in einem Briefe an eine Freundin ihr ganzes Innenleben, Wohl und Wehe von Kindheitstagen her bis nun, da der Knabe herangewachsen ist. Der zweite Teil enthält „Arel Hals — ihres Mannes — Aufzeichnungen“ in eben demselben Lebensabschnitt. Jene Beichte und diese Aufzeichnungen dürfen zusammen als interessante Dokumente zur Kunde über das Wesen beider Geschlechter gelten. Der physische und psychische Widerstreit der Naturen in den wichtigsten Stadien ihrer Entwicklung und Kämpfe thut sich hier auf. Auch dies ist ein psychologischer Roman. Mag man auch so gar keine „Handlung“ darin entdecken und mögen sich auch neben mancherlei Wiederholungen in beider Lebensgängen Widersprüche vorfinden, jedenfalls sind sie im Wesen des Mannes und Weibes an sich begründet und der Verfasser zeichnete sie auf, wie als eigne Erlebnisse und „Konfessionen“. So mag man denn auch den etwas lehrhaften Titel berechtigt halten. — Ein interessanter Roman ist A. Pruschan's „Ein Blatt aus der Chronik unserer Stadt“<sup>1)</sup>, und zwar zunächst deshalb, weil es ein spezifisch russischer Juden-Roman ist. Der Verfasser führt uns in eine ausschließlich von Juden bewohnte Kleinstadt in Rußisch-Polen. Da werden uns nicht allein die politischen Verhältnisse vorgeführt, sondern auch hauptsächlich die Zustände, in denen dort die Juden bis zur Zeit der Reformen Nikolau I. verharrten. Dieser kaiserliche Ulas bestimmte nicht nur, daß auch die Juden zum Militärdienst herangezogen, sondern daß auch Schulen gegründet werden sollten, in denen neben andern natürlich die russische Sprache betrieben wurde. Beides wollen die Juden aber nicht, sie verhalten sich ebenso zäh als hartnäckig gegenüber allen gut oder schlecht gemeinten Reformversuchen. Freilich fehlt es nicht an einzelnen Mitgliedern in der Gemeinde, die höher hinaus denken, weil sie wenigstens hebräisch lesen und schreiben konnten, während die große Masse überhaupt des Lesens und Schreibens unfähig war. Von diesen wenigen geht nun die Befreiung der andern zu den russischen Neuerungen aus. Im Mittelpunkt des Ganzen steht ein junger gelehrter Jude, der außer talmudischen und rabbinischen Studien auch andre philosophische und exakte Wissenschaften getrieben hat. Der wirkt sich zum Lichtbringer der Glaubensgenossen auf. Natürlich wird er von ihnen, die in Unwissenheit verblendet sind, fanatisch bekämpft und fanatisch gehaßt. Trotzdem gelingt es ihm, die Juden dahin zu bringen, daß

sie Schulen bauen. Und indem er sich zugleich die Achtung und Freundschaft des russischen Gouverneurs erringt, vermag er auch mit dessen Mithilfe und Unterstützung bessere Zustände in der obrigkeitlichen Ortsverwaltung herbeizuführen. Vor des Lesers Auge thut sich da ein breites, plastisches und wie mich bedünkt, auch wahrheitsgetreues Kulturbild des russischen Ostens auf. Die Verkommenheit des Adels, die Erbärmlichkeit der Polizeiwirtschaft, die Unsiherheit der wirtschaftlichen und volklichen Zustände, darin diese Juden in ihrer traditionell überkommenen talmudischen Starcköpfigkeit, Verschmiechtheit und fanatischen Verfolgungsthat, aber auch in ihrer persönlichen Tüchtigkeit und hochgeistigen Strebsamkeit: — das alles stellt einem der Verfasser mit Ernst und satirischem Humor lebhaft vor Augen. Das Buch wirkt durch seine innere Räumlichkeit. Es wirft neue Horizonte auf, oder es zeigt sie wenigstens in eigenartiger Beleuchtung. Es ist mit einem Wort ein tüchtiges Buch. —

Ernst Krewski.

## Kleines feuilleton.

— „Redemptoristen“. Im 18. Jahrhundert kam es häufiger vor, daß Leute, die nach Amerika auswandern wollten, aber nicht die nötigen Mittel zur Ueberfahrt besaßen, mit den Redemern vereinbarten, die Schuld drüben in Amerika abzuverdienen. Ein tüchtiger Arbeiter konnte nach drei bis vier Jahren loskommen, oft aber dehnte die Frohnbe sich wohl auf die doppelte Zeit aus; Kinder blieben ohnehin bis zur Mündigkeit bei den Herren, denen sie verkauft worden. Redemptoristen heißen diese Schuldklaven; sie mußten es sich gefallen lassen, als Ware von Hand zu Hand zu wandern, bis der Kontrakt erlosch. Aus dem Philadelphier „Staatsboten“, der gelesesten deutsch-amerikanischen Zeitung des achtzehnten Jahrhunderts, sind einige Annoncen hervorgeholt, die den Handel charakterisieren:

1764: Das Schiff Stolly ist von Rotterdam angelangt mit 250 deutschen Leuten. Selbige sind alle überaus frisch und gesund.

1774: Es sind noch 50 bis 60 Leute, die neulich aus Deutschland angekommen sind, vorhanden, so bei der Witwe Kreiderin im goldenen Schwan logieren. Darunter sind zwei Schulmeister, Handwerker und Bauern, auch artige Kinder. Sie möchten für ihre Fracht dienen.

1775: Es sind eben angelangt in dem Schiffe London: Ueber 100 wohlaussehende Deutsche, und deren Fracht ist zu bezahlen an Jeremias Warden: Bauern, Regmacher, Pfästerer, Schreiner, Seiler, Berggülder, Geelgießer, Schreiber, Weber, Färber, Haarfriierer, Kupferdrucker, Malzer, Küfer, Zimmerleute, Hofenmacher usw.

1766: Es ist zu verkaufen einer deutschen Magd Dienstzeit. Sie ist ein starkes, gesundes Mensch, nicht mehr als fünfundzwanzig Jahre alt, ist legetwöchigen Herbst gekommen und wird keines Fehlers wegen verkauft, sondern nur weil sie sich nicht für den Dienst schickt, in welchem sie jetzt steht. Sie versteht alle Bauernarbeit, wäre vernünftig gut für ein Wirtshaus. Sie hat noch fünf Jahre zu stehen.

1773: Es ist zu verkaufen die Dienstzeit eines Weißmensch und ihres Kindes. Das Mensch ist zwischen 23 und 24 Jahre alt und das Kind, welches ein Knabe ist, etwa 1½ Jahre; die Mutter hat noch sechs Jahre zu stehen und das Kind bis auf sein mündiges Alter.

1775: Es ist zu verkaufen die Dienstzeit einer Magd; sie ist groß und stark. Sie wird keines Fehlers wegen verkauft, sondern weil ihr Meister so viel von dem weiblichen Geschlecht beisammen hat. Sie hat noch 4½ Jahre zu stehen. —

og. Muffrika. Eine der ödesten und an Naturschönheiten ärmsten Gegenden Deutschlands ist der an Holland grenzende Teil Nordwestdeutschlands, dem der Volkswitz den Namen „Muffrika“ beigelegt hat. Es ist nach einer Studie von H. Majewski („Muffrika“) eine weite, unfruchtbare Tiefebene, größtenteils mit Heidekraut bewachsenes Moor, aus dem winzige Städtchen und Dörfer, wie Däsen in der Wüste, inmitten saftigen Grüns und bebauten Landes aufstehen. Frei schweift der Blick über die dürre, braune Fläche, über einförmige Sanddünen und vereinzelte, dünnbesäte Tannen- und Föhrenwäldchen mit ihrem melancholischen Grün, bis er an dem ärmlichen Anwesen eines „Kolonen“ haften bleibt. Eine Sommernacht im Moore hat etwas Graufiges an sich, das uns unwillkürlich an die Hexenscene in „Macbeth“ erinnert. Der Mond gießt sein kaltes, ungewisses Licht über schwarze, brodelnde Sümpfe. Ginsterbüsch und Erlen werfen unheimliche Schatten. Die tiefe Stille der Nacht wird nur ab und zu durch den Schrei des Uhus oder durch das Quaken eines Frosches unterbrochen, während das unheimliche Wimmern des Ziegenmüllers bald näher, bald ferner an unser Ohr schlägt. Das entfernte Bellen eines Hundes zeigt uns an, daß sich weiter draußen im Moore noch Leben regt. Vielleicht sind es Schmuggler, welche die nahe holländische Grenze überschreiten. Diese vertwegenen Gesellen scheuen keine Mühe, keine Anstrengungen, um sich wenige Groschen sauer zu verdienen. Der Bauer Muffrikas, unter fortwährenden Entbehrungen und Kämpfen mit dem undankbaren Boden aufgewachsen, ist eine echtgermanische Natur. Er lebt zäh am Alten, ist wenig rebhelig, dabei aber gutmütig, ehrlich. Seine Tracht ist noch genau dieselbe wie

<sup>1)</sup> Berlin und Stuttgart. Arel Junders Verlag.

<sup>2)</sup> Berlin. Siegfried Cronbach.

vor Jahrhunderten. Besonders der Bauer in der Grafschaft Ventheim zeichnet sich durch eine eigentümliche, uraltle Kleidung aus. Den Kopf ziert ein mächtiger Dreispitz, während Winter und Sommer ein buntes Wolltuch den Hals warm hält. Der langschöpfige, fradähnliche Rock, unter dem sich Weste und Wollhemd befinden, ist mit einer Reihe blauer Knöpfe besetzt. Kniehosen und Samajchen mit derben plumpen Schuhen vervollständigen das Bild des „Burs“, der selten ohne das obligate qualmende „Döfste“ angetroffen wird. Die Tracht der Bäuerin erscheint noch seltsamer und in ihrer Zusammensetzung komplizierter. Das Haar ist auf dem Kopfe stramm festgebunden, damit die Stirne nicht mit Runzeln gefurcht werde. Drei Hauben übereinander, von denen die äußere die größte ist, mit bunten Bändern und Schnallen verziert, entstellen die durchschnittlich hübschen Gesichter. Das stramme Nieder mit roten Bändern ist von einem bunten, meistens weißen Tuche bedeckt. Schwere, weit vom Körper abstehende Röcke verleihen der Gestalt etwas Komisches. Man sagt, daß dieser ganze Apparat etwa 50 Pfund wiege. Den Fuß bescheiden Schnallenschuhe. —

— Eine große Eisdrift östlich von Neufundland ist im Frühjahr erschienen und hat die Einhaltung der vereinbarten transatlantischen Dampferwege zum erstenmal verhindert. Auch ist diese große Eisdrift von manchen ohne weiteres für die „schlechte mitteleuropäische Witterung“ während des April verantwortlich gemacht worden. Nach einer Untersuchung über diese Eisverhältnisse von Dr. Gerhard Schott kamen die ersten Meldungen über nordpolare Eisberge an der Ostküste der Insel Neufundland am 2. Februar durch Küstenfahrer nach St. Johns, und drei Tage später war der Hafen dieser Stadt schon durch oceanisches Eis blockiert, ferner das benachbarte Meer voll Eis, das mit dem Labradorstrom sich nach den Dampferwegen hin bewegte. Anfang März begann ein schnelles Vorrücken der Eisberge nach Süden, das den Verkehr bedrohte. Zwei Eisberge wurden am 5. März schon unter 43 Grad westlicher Länge östlich der Neufundlandbank gesichtet. Eine von Dr. Schott entworfene Karte zeigt, daß bis zum 19. April die Eisberge im Süden zwischen 41 und 43 Grad nördlicher Breite und 49 bis 53 Grad westlicher Länge sehr zusammengedrängt auftraten, und zwar, wie der genannte Oceanograph hervorhebt, weil der eisführende Labradorstrom dort vom Golfstrom in der Hauptsache gehemmt wird und die Eisberge in diesem Grenzgebiete hin und her treiben, bis das warme Wasser sie vernichtet. Die Geschwindigkeit des Eisstroms läßt mit Annäherung an den Golfstrom erheblich nach; gemäß den Bestimmungen von Dr. Schott betrug die tägliche Drift der Eisberge Anfangs März in 45 Grad nördlicher Breite 28 Seemeilen, im zweiten Drittel des März in 41 Grad nördlicher Breite nur noch 16 Seemeilen. Aus dem Vergleich der durchschnittlichen Treibeisgrenze während vieler Jahre mit der Lage der diesjährigen findet Dr. Schott, daß das Gros des Eises in diesem Frühjahr reichlich einen Breitengrad und in einzelnen Bergen fast 1,5 Grad südlicher vorgedrungen ist, und ferner, daß es auffällig massenhafter erschien. Einzelne Dampfer sind tagelang durch Eisfelder und an Eisbergen vorbeigefahren. Was die Größe dieser Eisberge anbelangt, so werden Höhen von 15 bis 35 Meter angegeben. Die großen transatlantischen Dampfergesellschaften haben sofort die New Yorker Wege ihrer Schiffe südlicher verlegt. Ein Urteil über den Einfluß dieser Eismassen auf das Wetter des Aprils hält Dr. Schott für verfrüht. Das Eis war schon Anfang Februar in großen Mengen da, ohne daß die Witterung des Februar oder März in auffälliger Weise beeinflusst erscheint; andererseits dürfte das Eis noch lange Zeit, voraussichtlich bis in den Juni hin, sich erhalten, so daß nach jener Behauptung bis in den Sommer nachteilige Wirkungen auf die Witterung in Europa zu befürchten wären, was indessen wohl nicht der Fall sein wird. — („Kölnische Zeitung“).

**Völkerkunde.**

— Die Stabkarten der Marshall-Inselaner. Die Marshall-Inselaner sind diejenigen Eingeborenen der Südsee, die die größten Reisen im Stillen Ocean ausführen. Dabei besitzen sie keines der Hilfsmittel, die wohlunterrichtete Schiffsführer für derartige Entfernungen vom heimischen Strande für unentbehrlich halten würden. Aber trotzdem sie auf einer sehr niedrigen Stufe der Bildung stehen, keinen Kompaß oder andre Hilfsmittel zur Seefahrt besitzen, so haben sie doch eine sehr genaue Kenntnis der Inseln ihres Meeressteiles und der Lage dieser zueinander. Allerdings kennen sie nicht die geographische Lage und Breite der Inseln und die Kompaßrichtung der einen von der andern, aber sie wissen ein ziemlich richtiges Bild von der Gruppe zu entwerfen. Auf diesen Kenntnissen der Verhältnisse stellen sie nun primitive Karten her, die aus kreuzweise übereinandergelegten Bambusrohrstäbchen hergestellt sind. Die Stäbchen, vielfach auch Blattrippen, sind an ihren Kreuzungspunkten mit Pflanzenfasern zusammengebunden. Hier und da sind auf den Stäbchen kleine Muscheln, Steinechen oder Knoten aus Kokosnussschalen befestigt, die die einzelnen Inseln und Atolle bezeichnen, während die Linien der Stäbchen die Strömungen und den Seegang veranschaulichen sollen. Man darf dabei nicht unberücksichtigt lassen, daß die Inselaner ihre Seereisen zu günstiger Jahreszeit unternehmen, wenn der eigentliche Seegang nur gering, die Dünungen gut kenntlich sind; es segeln dann stets mehrere Kanoes. Die meisten Berichterstatter befanden,

daß die Flotten der Eingeborenen bei deren Unternehmungen sich derart ausgebreitet haben, daß diese immer in Sichtweite voneinander geblieben seien, wodurch die Möglichkeit gegeben war, daß die eine oder die andre Abteilung die gesuchte Insel sicherer bemerkte, und dies um so leichter, je größer die Anzahl der Kanoes war. Zu Zeiten saßen aber die Kanoes in der Reihlinie, eines hinter dem andern und zerstreuten sich nicht, was wohl dann der Fall war, wenn bei dem Winde gefegelt wurde. Ursprünglich war die Bedeutung dieser Karten ein Ergebnis der Häuptlinge, nach und nach hat man aber die Mästel dieser seltsamen Gebilde gelöst und Licht in die unregelmäßigen Gitterwerke von dünnen Stäbchen gebracht. Ganz besonders hat sich, nach der „Leipziger Zeitung“, A. Schüd in Hamburg um die Darstellung und Deutung dieser Karten verdient gemacht. Er unterscheidet zwei Hauptabteilungen: Uebersichtskarten und Einzelkarten. Die ersteren haben wieder verschiedene Unterabteilungen. Die Einzelkarten stellen Untergruppen und Teile der Gruppe dar, innerhalb welcher der betreffende Schiffsführer verkehrt. So erlernt man auch ein System bei der Herstellung dieser merkwürdigen Karten, das der Intelligenz dieser Naturmenschen alle Ehre macht. Bis jetzt sind derartige Orientierungsmittel zur See mit Sicherheit nur aus dem südlichen Teile der Marshall-Inseln bekannt; die meisten natürlich vom Mittelpunkt des dortigen Verkehrs, von Jaluit. Vorgänger dieser Stabkarten war offenbar das Verfahren, Steine und andre Gegenstände so zu legen, wie man glaubte, daß die Inseln zu einander liegen, wobei ursprünglich nur die Entfernung der Inseln nach Tagereisen und die Richtung nach der Gegend des Polarsternes und des ihr gegenüberliegenden, sowie nach der Gegend des Aufganges und Unterganges der Gestirne bestimmt werden konnte, später lernte man auch die Lage der Inseln zu einander schätzen. —

**Technisches.**

ss. Die längsten Eisenbahn-Fahrten ohne Aufenthalt. Für eine Beschleunigung der Schnellzüge ist es selbstverständlich von hohem Wert, die Zahl der Haltestellen vermindern und auch die Dauer des Aufenthalts abkürzen zu können. Damit hängt die Frage einer möglichst schnellen Wasserversorgung der Lokomotiven zusammen. Die Gesellschaft der englischen Mitteländ-Eisenbahn hat nun beschlossen, auf ihren Hauptlinien an einzelnen Stationen Einrichtungen zu treffen, vermöge derer die Lokomotive, ohne anzuhalten, Behälter mit Wasser aufnehmen kann. Dadurch soll die Möglichkeit gegeben werden, die wichtigsten Züge zwischen London und Birmingham sowie Manchester und Leeds die ganze Strecke ohne Aufenthalt durchfahren zu lassen, wie es die Große Nordbahn nötigenfalls mit ihren Zügen zwischen London und Leeds bereits leisten kann. Dies Verfahren scheint in England überhaupt mehr aufzukommen, da auch noch andre große Gesellschaften Versuche damit angestellt und seine probeweise Ausnützung beschlossen haben. Es besteht die Absicht, Schnellzüge ohne Aufenthalt außer auf den genannten Linien auch noch zwischen London und Southampton sowie zwischen London und Sheffeld zu schaffen. Die längste Eisenbahnfahrt, die bisher ohne Aufenthalt in Großbritannien gemacht worden ist, ist die Zurücklegung der Strecke zwischen London und Exeter auf der Großen Westbahn von 194 englischen Meilen oder rund 320 Kilometer. An zweiter Stelle steht die Londoner Nordwestbahn mit Ueberwindung einer Strecke von 260 Kilometer zwischen Euston und Crewe, an dritter Stelle die Nordostbahn, die einige Züge an der Ostküste von Schottland zwischen Edinburgh und Newcastle auf eine Entfernung von 210 Kilometer ohne Aufenthalt befördert. In Deutschland betragen die längsten Strecken, die von einem Schnellzug ohne Aufenthalt durchfahren werden, nur 140 Kilometer zwischen Wittenberge und Hamburg, 150 Kilometer zwischen Stendal und Hannover, etwas über 160 Kilometer zwischen Berlin und Halle und 172,6 Kilometer zwischen Berlin und Leipzig. —

**Humoristisches.**

k. Englischer Humor. „Würden Sie jemals verwundet?“ fragte man einen alten Schotten. „Ja“, erwiderte er mit so unerschütterlichem Ernst, daß man unmöglich vermuten konnte, er wolle scherzen; „ich erhielt zwei Wunden — eine bei Quatrebras und die andre im rechten Bein.“ Donald fühlt das Nahen des Todes. Der Geistliche des Dorfes sieht an seinem Bett und bereitet ihn durch fromme Ermahnungen für die große Reise vor. „Haben Sie noch etwas auf dem Herzen? Möchten Sie noch eine Frage an mich richten?“ Und der Geistliche beugt sich nieder, um die Antwort des Sterbenden zu hören. „Nein, ich fürchte mich nicht. . . Ich möchte nur wissen, ob es im Himmel Whisky giebt.“ Als ihm aber der Prediger Vorstellungen macht, daß er in einem solchen Augenblick einen derartigen Gedanken hegt: fügt er schnell hinzu: „Oh, ich mache mir nichts daraus, ich dachte nur, ich würde ihn gern auf dem Tische sehen!“ „Verzeihen Sie, mein Herr,“ sagte ein englischer Schulknabe zu einem Lehrer. „ich habe mich auf die Uebersetzung nicht vorbereitet, Großmama starb gestern abend.“ „Dann muß ich Dich wohl diesmal entschuldigen, aber sage Deiner Großmutter, daß das nicht wieder vorkommt,“ erwiderte der Lehrer. —